

Diözesanbischof Egon Kapellari, Graz-Seckau

*Die Liturgie im Leben der Gläubigen**

Das Symposium, zu welchem ich durch diesen Vortrag etwas beitragen soll, handelt über Liturgie als einen Grundvollzug im Leben der Kirche, über den seit dem II. Vatikanischen Konzil viel nachgedacht und gesprochen worden ist, und der auch Gegenstand vieler und oft heftiger Kontroversen war und ist.

Vierzig Jahre nach der Inkraftsetzung der Konzils-Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ über die Heilige Liturgie am 4. Dezember 1963 gab es zahlreiche Symposien, bei welchen versucht wurde, im Rückblick auf die seither vergangene Zeit, im Rundblick auf die Gegenwart und im Vorblick auf eine erhoffte Zukunft den Zustand kirchlichen Lebens gemessen an seiner Liturgie zu ergründen.

1. Rückblick

Das Konzil hatte mit einer Formulierung von klassischer sprachlicher Prägnanz die Liturgie als „culmen et fons“ des kirchlichen Lebens bezeichnet, als „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich als Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“¹. Die vorausgehende Liturgische Bewegung wurde als „ein Hindurchgehen des Heiligen Geistes durch seine Kirche“² bezeichnet. Es gab in der Zeit des Konzils und unmittelbar danach viel, ja fast ausschließlich Euphorie betreffend die Liturgiereform und ihre erhofften Auswirkungen auf eine kirchliche Erneuerung. Vierzig Jahre später haben die deutschen Bischöfe in einem Hirtenwort zur Liturgie eine generell positive Bilanz betreffend das seither Geschehene gezogen.³ Das Hirtenwort benennt als gute Früchte der seither erfolgten Entwicklung die Verstärkung einer „actuosa participatio“ als einer bewussten und tätigen Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst durch erweiterte Einführung der Volkssprache, durch die Vereinfachung der Riten, durch die Einbeziehung vielfältiger Laiendienste in den Gottesdienst, durch die Betonung von Wortgottesdienst und Stundengebet, sowie durch die Neuordnung der Feier der Sakramente wie Taufe, Firmung usw. All das sei selbstverständlich geworden und sei vielleicht schon wieder in Gefahr zu blasser Gewohnheit zu werden, schrieben die deutschen Bischöfe. Sie fügten aber die Mahnung hinzu, es mögen jene Gläubigen nicht übersehen werden, die unter den liturgischen Veränderungen leiden, weil ihnen die früheren Formen Heimat bedeutet haben.

Diesem generell positiven Urteil über die Liturgiereform standen und stehen bekanntlich differenziert oder auch undifferenziert kritische oder auch generell ablehnende Urteile gegenüber.

Die schärfste Ablehnung hat wohl der deutsche Tiefenpsychologe und Soziologe Alfred Lorenzer in seinem polemischen Buch „Das Konzil der Buchhalter“ aus dem Jahr 1981

* Es handelt sich hier um den Eröffnungsvortrag auf dem XXVII. Simposio Internacional de Teología „La liturgia en la vida de la Iglesia“, gehalten am 26.4.2006 in Pamplona.

¹ II. VATICANUM, SC 10.

² Ebd. 43.

³ Vgl. Pastorales Schreiben: Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde. Impulse für eine lebendige Feier der Liturgie. 24. Juni 2003. Hg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2003 (Die deutschen Bischöfe 74).

formuliert.⁴ Professor Lorenzer war kein Mitglied der Kirche. Er hat aber als Kulturphilosoph den Verlust an numinoser Qualität der Liturgie und den Verlust an Gestalt, vor allem an schöner Gestalt, bezogen auf Sprache, Gebärde, Kleid, auf Altäre und den Ritus im Ganzen als schwerwiegenden Kulturbruch, als Zerstörung der Sinnlichkeit eingeschätzt und polemisch darauf reagiert. Diese schroffe Kritik ist ein zwar unbequemer und vielfach auch ungerechter, aber doch ein produktiver Stachel. Sie kann und darf wie ähnliche Kritik von anderen Seiten nicht zu einer Umdrehung der postkonziliaren Liturgiereform führen. Sie könnte aber die Liturgie heute und morgen aus mancher nicht bemerkten oder nicht zugegebenen Verflachung herausführen.

Eine ähnlich schroffe Kritik aus jüngster Zeit kommt vom erfolgreichen deutschen Schriftsteller Martin Mosebach in seinem Buch „Die Häresie der Formlosigkeit“.⁵ Ohne liturgiewissenschaftliche und sonstige fachtheologische Kompetenz polemisiert Mosebach als wieder zum Glauben gekommener Katholik mit vielen Übertreibungen, aber doch mit hoher ästhetischer Kompetenz gegen den Verlust an Form, Gestalt, Schönheit und mystischer Tiefe in vielen Gottesdiensten.

Die Relecture des Buches von Lorenzer und die Lektüre des Buches von Mosebach ist Liturgikern und Pastoraltheologen aus dem schon genannten Grund zu empfehlen.

Freilich kann im Blick auf diese Kritik und auf heutige Defizite der Liturgie der Zustand der Liturgie vor dem II. Vatikanischen Konzil nicht generell verklärt werden. Wenn ich heute erschrocken bemerke, wie vielerorts Scharen von Katholiken zur Kommunion strömen, während die Beichtstühle verödet sind, dann vergesse ich nicht, dass während meiner theologischen Studienzeit vor 45 Jahren beim sonntäglichen Hochamt in der Kathedrale die Kommunion nur an einem Seitenaltar gespendet wurde und dass es üblich war, die Messe vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu feiern oder während der Messe den Rosenkranz zu beten. Gegen diese Missbräuche hatte schon der heilige Papst Pius X. kritisch gesagt: „Ihr sollt nicht in der Messe beten. Ihr sollt *die* Messe beten.“

Dennoch war diese vorkonziliare Liturgie im Ganzen gesehen ein Kunstwerk. Sie war schön durch die Sinnhaftigkeit in Farbe, Musik, durch Weihrauch und auch durch die nur wenigen verständliche und daher als numinos empfundene lateinische Sprache. Diese Liturgie glich einer Kathedrale, der man im Laufe der Zeit eine Reihe von Einbauten und Anbauten hinzugefügt hatte, und die dadurch ihre Durchsichtigkeit verloren, aber mystische Qualität oder wenigstens Heimeligkeit vermittelt hatte. Dies galt auch für den Aufbau des Kirchenjahres, eines Kunstwerks des Glaubens, das durch Einbauten, vor allem der vielen Heiligenfeste, seine architektonische Klarheit teilweise verloren hatte. Dennoch war dieser liturgische Kosmos vielen eine kostbare Heimat.

Das Konzil wollte nun der Liturgie ihre klare Architektur zurückgeben. Es wollte vom „Baum“ dieser Liturgie Ranken abschneiden, den „Glanz edler Einfachheit“ wieder zum Scheinen bringen und das Volk in das „celebrare“ zurückholen. Dieses Werk der Reform geschah allerdings vor dem erschwerenden Hintergrund einer umfassenden Krise der Sprach- und Symbolfähigkeit des Menschen und war mit Problemen beladen, die man zu meist nur in Umrissen vorausgesehen hatte. Dazu hat der indessen verstorbene Schriftsteller

⁴ Vgl. A. LORENZER, Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt 1981. Taschenbuchausgabe: Frankfurt 1984.

⁵ Vgl. M. MOSEBACH, Die Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind. Wien – Leipzig 2002.

und Psychotherapeut Manès Sperber generaldiagnostisch gesagt: „Unsere Epoche ist die redseligste von allen. Sie äußert sich unaufhörlich, bringt sich aber dennoch nicht zu Wort.“

2. Rundblick

Von weitaus größerem Gewicht als die Kritik von Alfred Lorenzer und Martin Mosebach am Zustand postkonziliarer Liturgie ist die vom gegenwärtigen Heiligen Vater, Papst Benedikt XVI., als Kardinal über Jahre wiederholt geäußerte Kritik, die schließlich in seinem Buch „Der Geist der Liturgie“ aus dem Jahr 2000 zusammengefasst wurde. Der Kardinal hat im Lauf der Jahre mehrmals gesagt, es sei in einigen Bereichen eine Reform der postkonziliaren Liturgiereform nötig. Eine solche „Reform der Reform“ kann gewiss nicht einfach als eine Umdrehung der Richtung dieser Reform gemeint sein. Es geht auch nicht nur um dramaturgische Details, um mehr Schönheit, um edlere Gestalt, um weniger Reden und mehr heiliges Schweigen in der Liturgie. Es geht also nicht nur um eine bessere Einübung in eine „ars celebrandi“, obwohl dies alles sehr wünschenswert, ja notwendig ist.

Der Kardinal Ratzinger und nunmehrige Papst meinte Tieferes, wenn er von einer Reform der Liturgiereform gesprochen hat. Es geht um eine „innere Reform“. Kardinal Ratzinger hat wiederholt vor der Gefahr gewarnt, dass eine liturgische Gemeinde sich selbst feiert, statt sich auf Gott hin zu transzendieren: Liturgie ist Gottesdienst als „Dienst Gottes am Menschen. Christus selbst ist der *erste* Handelnde in jeder liturgischen Feier“, sagt das Konzil in seiner Konstitution „Sacrosanctum Concilium“. In Predigt, Katechese, Religionsunterricht und in der Gestaltung der liturgischen Feier selbst müsste deutlich gemacht werden, dass Liturgie zuallererst ein Geschenk der transzendenten Gnade ist. Die Gestalt der Liturgie liegt daher nicht einfach im Ermessen der Liturgen und der liturgischen Gemeinde. Man kann und darf diese Gestalt nicht kneten wie Wachs. Nicht alles, was hier gut gemeint sein mag, ist wirklich gut und tolerabel. Nur wenn in der Liturgie Gott mit seiner Gnade dem Menschen begegnet und wenn dieser Mensch sich der Gnade öffnet, dann geht dieser Mensch verwandelt aus dem Gottesdienst hervor. Liturgie ist also von Seiten der hier feiernden Menschen zuerst eine Selbstüberschreitung auf Gott hin und erst dann und davon umgriffen auch eine Selbstüberschreitung hin zu den Mitchristen in der feiernden Gemeinde. Eine liturgische Gemeinde würde sich vor allem dann selbst feiern, wenn ihr Sensorium für die Dimension des Heiligen drastisch geschrumpft wäre. Je radikaler dagegen die Liturgie sich Gott zuwendet, desto mehr Kraft wird ihr auch für die Liebe zu den Menschen und zu ihrer Welt gegeben sein.

Liturgie ist also Antwort auf ein Wort, das Gott zuerst gesagt hat. „Nicht wir haben Gott zuerst geliebt, sondern er hat uns geliebt und hat uns seinen Sohn gesandt als Sühneopfer für unsere Sünden“, lesen wir im 1. Johannesbrief des Neuen Testaments (1 Joh 4,10).

Beim Mitteleuropäischen Katholikentag, der im Jahr 2004 Pilger aus acht Ländern in Mariazell zusammengeführt hat, haben die Bischofskonferenzen dieser Länder eine gemeinsame Botschaft an die Katholiken ihrer Länder gerichtet. Über die Liturgie als Antwort des Menschen an Gott heißt es in dieser Botschaft der Bischöfe unter dem Titel „Beten lernen und beten lehren“: „Europa wird nur gesegnet sein, wenn es hier viele Menschen gibt, die miteinander und auch einzeln beten und so Gott eine lobende, dankende und bittende Antwort auf das Wort geben, das er durch Schöpfung und Erlösung immer neu zu uns spricht. Unsere Pfarrgemeinden und Gemeinschaften sollen noch mehr Schulen des Gebetes werden. Heiligkeit und Schönheit als Teilhabe am Glanz Gottes müssen die Liturgie wieder stärker prägen.“

Ein Rundblick auf den Zustand der Liturgie im deutschen Sprachraum und wohl ebenso in Spanien oder Irland gibt Anlass zu vielerlei Freude wie auch erheblicher Sorge. Das Erfreuliche kommt im eingangs erwähnten Hirtenwort der deutschen Bischöfe nachdrücklich zur Sprache. Ich habe die dort aufgezählten positiven Früchte des Konzils schon genannt.

Unübersehbar ist die Tatsache, dass die Zahl der regelmäßig am Sonntagsgottesdienst teilnehmenden Katholiken seit dem Konzil und nochmals in den letzten zehn Jahren stark gesunken ist. In Ländern wie Österreich versammelt zwar nach wie vor keine Gemeinschaft an jedem Sonntag so viele Menschen zu einer gemeinsamen Feier, wie die Katholische Kirche es vermag. Schadenfroh klingende Medienberichte, die vor einigen Jahren mitteilten, dass die Gesamtzahl der Dominantes in Österreich unter die Eine-Million-Marke gesunken sei, ignorierten jene vielen Faktoren, die unsere ganze Gesellschaft insgesamt in Partikularisierung und Individualisierung treiben. Die Vitalität unserer Kirche kann daher nicht mehr so klar wie früher am Parameter des regelmäßigen Kirchganges gemessen werden, so sehr wir uns auch bemühen müssen, die uns anvertrauten Christen dazu zu motivieren.

Es gibt aber auch heute vielerorts volle Kirchen, bei freilich insgesamt weniger Eucharistiefiern, und es gibt Gemeinden, in denen die Zahl der Mitfeiernden deutlich im Steigen ist. Grund dafür ist meistens nicht ein besonders ausgeprägter liturgischer Aktionismus, sondern eine gediegene Predigt, eine kultivierte Kirchenmusik ohne Konkurrenz zwischen Gemeinde und Chor und ein achtsamer Umgang mit der Dramaturgie der Liturgie und mit ihren heiligen Zeichen – kurz gesagt: eine gut ausgeprägte „ars celebrandi“, die beseelt ist von einer großen Liebe zu Gott und den Menschen.

3. Ausblick

Wie wird sich die Zukunft unserer katholischen Liturgie mit der Eucharistie als Herzstück gestalten? Manche Liturgen und ihre Gemeinden hielten und halten die Veränderungen im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils für viel zu wenig weit reichend. Sie wollten oder wollen mehr Freiräume für Kreativität und Pluralität. Dementgegen hat Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“ gesagt: „Leider ist zu beklagen, dass es, vor allem seit den Jahren der nachkonziliaren Liturgiereform infolge einer falsch verstandenen Auffassung von Kreativität und Anpassung *nicht an Missbräuchen gefehlt hat*, die Leiden für viele verursacht haben. [. . .] Ich verspüre deshalb die Pflicht, einen innigen Appell auszusprechen, dass die liturgischen Normen in der Eucharistiefeier mit großer Treue befolgt werden. [. . .] Die Liturgie ist niemals Privatbesitz von irgend jemandem, weder des Zelebranten noch der Gemeinde“⁶. Soviel aus dem Schreiben des verstorbenen Papstes.

Die Ankündigung einer römischen Instruktion als Korrektur gegen einige Missbräuche hat im Jahr 2003 im deutschen Sprachraum vorsorgliche Aufregung verursacht, die mit Hilfe von Medien intensiviert worden ist. Bischöfe, darunter Kardinal Joachim Meisner, haben klargestellt, dass der Dienst von Ministrantinnen und Laienchristen als Helfer bei der Kommunionsspendung hierzulande nicht in Frage steht. Ich selbst bin davon überzeugt, dass es heute nicht um eine Umdrehung der nachkonziliaren Liturgiereform gehen kann – etwa durch einen generellen Verzicht auf eine „*Celebratio versus populum*“ oder auf die Hand-

⁶ PAPST JOHANNES PAUL II., Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“ (17. April 2003), Nr. 52 (= VApS 159).

kommunion –, dass es aber eine Reintegration vergessener oder verdrängter Perspektiven und Elemente der Liturgie, zumal der Eucharistiefeier geben könnte, ja sollte. Es ginge dabei um die verstärkte Wiederentdeckung des Heiligen, weiters um eine Ausgewogenheit im Verständnis von Eucharistie sowohl als Opfer wie als Mahl, ebenso um eine Ausgewogenheit zwischen den unersetzbaren Aufgaben der Träger des Weihesakraments und den Aufgaben der zum allgemeinen Priestertum gerufenen Getauften und schließlich um die Wiedergewinnung einer „ars celebrandi“, welche die Liturgie vor Banalisierung, vor einem Verlust von eschatologischer Kraft sowie von Gestalt und Schönheit bewahren hilft. All das steht freilich nochmals unter dem Vorbehalt, dass Liturgie ohne glaubende Liebe zu Gott und zu den Menschen ihre Fruchtbarkeit verliert. Wo aber solche Liebe gegeben ist, dort kann Liturgie auch etlichen Kitsch vertragen, wenngleich solcher Kitsch nicht wenigen sensiblen Suchenden den Weg über die Schwelle zur Liturgie erschweren oder sogar blockieren kann und daher als solcher erkannt und beseitigt werden sollte. Dazu wäre die schon genannte „ars celebrandi“ berufen.

Im Folgenden soll auf einige Desiderate für die Zukunft der Liturgie ein wenig näher eingegangen werden. Nötig wäre nach meiner Überzeugung besonders:

Stärkere Hinwendung zur Dimension des Heiligen

In einem Beitrag über Albert Camus, der vor über 90 Jahren geboren wurde, erinnerte eine deutsche Tageszeitung an ein Bekenntnis dieses großen Literaten, den man als „bekümmerten Atheisten“ bezeichnet hat. Camus sagte: „Ja, ich habe einen Sinn für das Heilige“. Er fragte in seinem Roman „Die Pest“: „Kann man ohne Gott ein Heiliger sein?“ und fügte hinzu: „Das ist das einzig wirkliche Problem, das ich heute kenne“. Vielleicht könnte eine Relecture des Werkes dieses heute wenig genannten Literaturnobelpreisträgers ein Umweg zur vertieften Befassung der katholischen Theologie mit der Kategorie des Heiligen sein. Es sollte hier zu denken geben, dass es in den Jahren 1977 und 1984 unter starker Einbeziehung protestantischer Theologen je eine umfassende interdisziplinäre Befassung mit dem Heiligen gegeben hat. Die Ergebnisse wurden von Carsten Colpe unter dem Titel „Die Diskussion um das ‚Heilige‘“ und von Dietmar Kamper und Christoph Wulf unter dem Titel „Das Heilige – Seine Spur in der Moderne“ herausgegeben. Beide Male waren aber katholische Theologen nicht beteiligt.

Die Heiligkeit, von der hier geredet wird, ist zutiefst nicht nur eine moralische, sondern darüber hinaus eine ontologische Realität. Die Begegnung mit dem Heiligen verlangt eine Balance zwischen Nähe und Distanz. Sie braucht Ehrfurcht und entzieht sich dem Zugriff jeder Banalität.

Über dieses Heilige als unverzichtbare Kategorie von Liturgie sagt das Konzil in Artikel 7 von „Sacrosanctum Concilium“, dass jede liturgische Feier als Werk Christi, des Priesters, und seines Leibes, der Kirche, in vorzüglichem Sinn heilige Handlung ist, deren Wirksamkeit von keinem anderen Tun der Kirche an Rang und Maß erreicht wird.

Liturgie als Stellvertretung

In einem Gebet im Rahmen der Gabenbereitung der Messe wurde vor dem Konzil gesagt: Wir bringen dieses Opfer dar „pro totius mundi salute“, also für das Heil der ganzen Welt. Hier kam also an einem nicht zentralen Platz das Thema der Stellvertretung als ein Wesensprinzip von Liturgie zur Sprache, und dieses Wesensprinzip war und ist ja auch sonst wie ein Webmuster im Gefüge dieser Liturgie enthalten.

Wenn Gottesdienstgemeinden heute mancherorts drastisch schrumpfen, dann drohen sie einer depressiven Grundstimmung zu verfallen. Statt sich derer zu freuen, die hier mitein-

ander vor Gott versammelt sind, denkt man bekümmert bis vorwurfsvoll an die vielen Abwesenden. Hier sollte es eine Umkehr der Perspektive geben. Man soll, ja man muss bei der Messe auch an die abwesenden Getauften und darüber hinaus auch an die nicht Getauften denken und für sie beten, aber eben nicht bloß bekümmert, sondern in Wort und Geist des II. Eucharistischen Hochgebetes, in welchem der Priester zu Gott sagt: „Wir danken dir, dass du uns erwählt hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen“. Diese Erwählung ist auch ein Auftrag zur Stellvertretung für andere vor Gott. Die Entwicklung einer Theologie und Spiritualität solcher Stellvertretung wird für die Kirche in Ländern wie den unseren angesichts sich vermehrender Diasporasituationen immer wichtiger. Ein bedeutender Beitrag dazu ist die Habilitationsschrift des Bonner Dogmatikers Karl-Heinz Menke, erschienen 1991 im Johannes Verlag des verstorbenen Kardinals Hans Urs von Balthasar unter dem Titel „Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie“.

Unvergessen bleibt mir in diesem Zusammenhang eine drei Stunden dauernde Vesperliturgie, an der ich am Vorabend des orthodoxen Epiphaniestes im Jänner 1981 in der zum Moskauer Patriarchat gehörenden Kirche der russischen Mission in Jerusalem teilnahm. Das Haus glich einer Festung, weil es damals Terrordrohungen gegen die orthodoxe Präsenz an einigen Orten mit großer jüdischer wie christlicher Tradition gegeben hatte. Der mich begleitende Professor der Ostkirchenliturgie, ein italienischer Benediktiner und Freund der Orthodoxen, wusste das Codewort für den Einlass. Ein Erzpriester, ein Diakon und einige Nonnen feierten angesichts einer Gemeinde von nur einem Dutzend Christen, die alle nicht der russisch-orthodoxen Kirche angehörten, eine Liturgie in Kraft und Herrlichkeit mit einer solchen Intensität, als wären sie in einer überfüllten Kathedrale. Wie kommt es, dass diese bedrängte kleine Schar eine solche spirituelle Kraft aufbringt, fragte ich meinen Begleiter. Seine Antwort lautete: „Sie vertreten ganz Russland an den Heiligen Stätten in Jerusalem und das hält sie aufrecht“.

Entfaltung der eschatologischen Dimension von christlicher Liturgie

Das Desiderat, darüber nachzudenken und zu sprechen, liegt besonders im Advent, am Anfang eines neuen Kirchenjahres, nahe. Die dreigliedrige Akklamation nach den Konsekrationsworten der Eucharistiefeier spricht in ihrem dritten Teil den erhöhten Christus mit den Worten „bis du kommst in Herrlichkeit“ an. Und am Schluss des Gebets nach dem Vaterunser bittet der Priester um Bewahrung vor Verwirrung und Sünde, damit der Gemeinde, der Kirche überhaupt die eschatologische Ausgespanntheit auf die Vollendung durch und bei Christus nicht verloren geht, sondern damit sie voll Zuversicht sein Kommen erwarten kann: „expectantes beatam spem et adventum salvatoris nostri Jesu Christi“.

Durch Jahrhunderte haben die Christen ihre Kirchenräume zumeist nach Osten ausgerichtet und dorthin gewendet gebetet. Das kosmische Morgenlicht war ihnen Symbol für Christus, das Licht ihres Lebens und der Welt überhaupt. Die Preisgabe dieser Symbolik bei der Liturgiefeier macht es Christen gewiss nicht leichter, den klugen Jungfrauen und den wachenden Knechten, von denen Jesus im Evangelium spricht, ähnlicher zu werden. Darauf hat Kardinal Joseph Ratzinger wiederholt hingewiesen.

Die Reduktion der eschatologischen Dimension in der heutigen Liturgie drängt zu engagiertem Nachdenken darüber, wo es im Leben durchschnittlicher Christen heute einen „Sitz im Leben“ für eine adventliche Haltung gibt. Ohne eine solche eschatologische Ausgerichtetheit wird ja viel christliches Salz schal.

Verstärkte Achtsamkeit auf Kunst und auf Kultur im weiteren Wortsinn

Ein verstärkter Dialog mit alter und neuer bildender Kunst, Literatur und Musik könnte Liturgie und zumal die Predigt von mancher Banalisierung bewahren und befreien. Liturgie ist ja mindestens in ihrer Hochform auch so etwas wie ein Gesamtkunstwerk unter Einbeziehung aller Kunstgattungen. Sie ist Abglanz des schönen Glanzes Gottes, der – wie ein Psalm sagt – von Zion ausgeht: auch von der Kirche als dem neuen Sion. Dieses Gespräch mit Kunst könnte die Liturgie einem heilsamen Fegefeuer unterziehen, das viele Schlacken aus Wort, Gebärde, Musik, Gestalt und Raum beseitigen würde. Das Wissen betreffend das Ringen um das Wort bei Dichtern und Schriftstellern, wie z. B. Paul Celan oder Ingeborg Bachmann, könnte eine läuternde, entbanalisierende Wirkung auf das Wort der Predigt, der Fürbitten und auch der Bibelübersetzung haben. Das Ringen um Gestalt bei bildenden Künstlern und Architekten würde zu einer kritischen Anfrage an den Liturgen und die liturgische Gemeinde werden, ob sie achtsam genug mit Wort, Symbol und Ritus umgehen.

Was den liturgischen Gestaltverlust betrifft, so bezieht er sich insbesondere auch auf die Paramente, auf die Dekoration vieler neuer Altäre und auf die Sprachkultur bzw. Unkultur vieler Zelebranten, zumal beim Hochgebet der Messe. Das liturgische Kunsthandwerk betreffend Paramente, aber auch Leuchter, Kruzifixe und Kelche ist im deutschen, romanischen und slawischen Sprachraum weitgehend kraftlos geworden. Der Sinn für Qualität ist bei Herstellern und Kundschaft schwer gestört. Angebot und Nachfrage sind angesichts fehlender Alternativen in einer gemeinsamen Schlinge des Untermittelmaßes gefangen. Vatikan und Bischofskonferenzen müssten wahrscheinlich einige „ars liturgica“-Firmen gründen oder übernehmen und Musterbücher für Qualitätsvolles und zugleich finanziell Erreichbares anbieten, um der Liturgie zu helfen, edle Einfachheit statt Kitsch zurückzugewinnen.

Intensivierte Befassung mit heiligen Zeichen in Liturgie und Alltag

Es geht hier um Symbole, die das Leben und den Glauben tragen und deren Verblässen oder Vergessen besonders auch die Liturgie, ihre Substanz und ihre Gestalt gefährden. Ein inkompetenter und nicht eingeübter Umgang mit solchen Zeichen und ihrem Miteinander und Ineinander trägt zur Banalisierung des Gottesdienstes und des Lebens überhaupt bei. Vor der Beschleunigung vieler Lebensvorgänge und zumal vieler Arbeitsvorgänge durch immer neue Technologien mussten Kunsthandwerker bei der Findung und Schaffung solcher Zeichen oft in schwerer Handarbeit mit dem dafür nötigen Werkstoff ringen. Das führte zur Schärfung des Instinktes für eine dem Material und der dramaturgischen Situation angemessene Gestalt etwa eines liturgischen Kleides oder eines Kultgerätes und erschwerte das Eindringen von Kitsch in Liturgie und profanes Leben. Technik erspart heute dieses Ringen und so ist der Instinkt, der Sinn für Form und Gestalt vielen Menschen, zumal auch vielen Kunsthandwerkern und anderen Verantwortlichen für Raum, Dramaturgie und Gerät von Liturgie weitgehend verloren gegangen. Wo dennoch Echtes gelingt, findet es meistens breite Akzeptanz. Viel enger ist aber der Kreis derer, die solches Echtes selbst schaffen und erklären können.

„Wer weiß noch wirklich, was die Dinge sagen – Brot und Wein, Öl und Salz, Glocke und Buch, Altar und Turm und dazu die liturgischen Gebärden von der Handauflegung bis zum betenden Sich-Ausstrecken auf dem Boden?“, so hat Hans Urs von Balthasar im Vorwort für mein Buch „Heilige Zeichen“ gefragt, das 1990 in Spanische übertragen wurde und bei Herder in Barcelona veröffentlicht wurde.

Rückbesinnung auf das Prinzip „Einübung“ für den Gottesdienst

Das Prinzip „Einübung“ hatte in der Zeit nach 1968 in der Gesellschaft und weithin auch in der Kirche einen schlechten Klang. Es gab so etwas wie einen Kult der Spontaneität. Nur in Sport und Musik galt das Üben als unverzichtbar. Gelitten hat dadurch besonders auch die Liturgie. Indessen wird auch im Blick auf die Liturgie wieder bewusster, dass es hier einer gewissen Einübung bedarf, wenn Schlampigkeit bis hin zur Banalisierung abgebaut werden soll. Erst Einübung ermöglicht eine rechte Balance zwischen Wiederholung und Spontaneität in einem vorgegebenen Rahmen. Liturgie braucht beides: die Wiederholung bis hin zur Monotonie und das oft spontan entstehende Neue. Ein harmonischer Ausgleich zwischen beidem ist umso schwieriger, je vielfältiger in Bezug auf Lebensalter und andere Lebensverhältnisse eine liturgische Gemeinde konstituiert ist. Junge Menschen gähnen öfters noch dann, wenn älteren Menschen angesichts der Frequenz des Neuen fast schon der Atem ausgeht. Vor dem Konzil war Liturgie viel stärker von Wiederholung als von Abwechslung geprägt. Das zur „Variation“ hin ausschwingende Pendel hat sich nach dem Konzil oft über die Skala des Zuträglichen hinausbewegt. Nicht wenige Teilnehmer am Gottesdienst fragten sich vor und während der Liturgie, welche nicht nur überraschenden, sondern oft auch peinlichen Innovationen und Improvisationen ihnen auch dort wieder bevorstünden, wo sie Festgelegtes erwarten durften und geistlich wohnen wollten. Oft fehlte das Neue paradoxerweise eben dort, wo es einen unbestrittenen Platz hat, nämlich in einer gut vorbereiteten Predigt. Seither ist vieles besser geworden. Mehr Einübung bei Zelebranten, Ministrierenden, Lektoren, usw. wäre aber auch heute in vielen Gemeinden geboten. Liturgie ist auch Theater im besten Sinn dieses Wortes, heiliges Spiel vor Gott. Kein säkulares Theater kommt ohne reichlichen Einsatz des Prinzips „Übung“, „Einübung“ aus. Es muss daher erstaunen, dass man gerade in der Kirche rings um den Altar „versus populum“ trotz vielfältiger Kommunikation der Gemeinden und zumal auch der Priester mit Hochkultur in Gestalt von Konzert und Bühne glaubt, fast ohne Übung auskommen zu können. Liturgieverantwortliche sollten immer wieder versuchen, sich die Brillen eines ästhetisch sensiblen, religiös suchenden Mitchristen oder eines Agnostikers aufzusetzen, der an der Schwelle von Kirchenraum und Gottesdienst negativ darüber staunt, wie manche Liturgen mit dem Heiligsten umgehen, das ihnen anvertraut ist. So wird eine missionarische Chance meist ahnungslos vertan.

Ich komme zum Abschluss dieses Referates. Das II. Vatikanische Konzil hat die Dimensionen der kirchlichen Liturgie ausgemessen, indem es von Liturgie als Quelle und Gipfel kirchlichen Handelns sprach. Diese für viele versiegelte Quelle immer wieder aufzudecken und offen zu halten und vielen Menschen den Weg zum Gipfel zu weisen und sie dabei zu begleiten, ist ein Dauerauftrag für alle, die Liturgie deuten, vorbereiten, gestalten und feiern. Möge auch von diesem Symposium in Pamplona viel Kraft dazu ausgehen.